Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 36. **Sonnabend** den 20. Januar 1894. 88. Jahrgang.

Zur gefälligen Beachtung.

Unsere Expedition ist morgen

Sonntag, den 21. Januar, Vormittags nur bis ½9 Uhr

geöffnet.

Expedition des Leipziger Tageblattes.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 20. Januar.

Endlich einmal hat sich im **Reichstage** etwas Unerwartetes, worauf man durch die Auslassungen der Presse nicht vorbereitet war, ereignet. Gestern hat sich ein Abgeordneter für die Weinsteuervorlage erklärt. Es war der freiconservative Abg. Gamp, der freilich nicht einmal auf die Zustimmung seiner Fraction wird rechnen dürfen. Diese Schwalbe verwandelt den Winter des allgemeinen Mißvergnügens, den die Vorlage in ganz Deutschland herbeigeführt hat, nicht in Sommer. Alle übrigen Redner haben sich vorgestern und gestern gegen den Entwurf ausgesprochen, und wenn auch einige von ihnen erklärten, daß in eventuell für eine Besteuerung der wirklichen Luxusweine und der Schaum- und Kunstweine zu haben seien, so zerstörte der Staatssecretair v. Posadowsky die Hoffnung, daß wenigstens ein solcher kleiner Rest der Vorlage gerettet werden könnte, durch die Erklärung, daß es einfach unzulässig sei, Schaum- und Kunstweine unter Freilassung der übrigen Weine zu besteuern. Es fehlt nur blos noch, daß morgen die Vertreter der württembergischen, der badischen und der hessischen Regierung, die im Bundesrathe gegen die Weinsteuer gestimmt haben, ihren Standpunct verlassen und dadurch das ungewohnte Schauspiel bieten, daß im Reichstage eine Vorlage der verbündeten Regierungen auch regierungsseitig bekämpft wird. Jedenfalls ist durch die bisherigen Debatten über diese Vorlage bereits so viel festgestellt, daß eine Verweisung des Entwurfs an eine Commission vollständig überflüssig ist und daß die verbündeten Regierungen am Besten thun, wenn sie die Zeit, die sie auf eine Verfechtung der Vorlage in einer Commission verwenden müßten, zur Fertigstellung eines aussichtsvolleren Entwurfes verwenden.

Der **Socialdemokratie** hat die Berliner Polizei einen großen Gefallen erwiesen, indem sie vorgestern gegen eine Ansammlung von Arbeitslosen in einer Weise einschritt, die es dem „Vorwärts" möglich macht, allerdings unter den schwersten Uebertreibungen, aber doch mit dem Anschein der Berechtigung, von einem Ueberfall der Polizei auf friedliche Arbeiter, von Brutalität, Provocationen u. s. w. zu reden. Nach Berichterstatter solcher Blätter, die sonst den socialdemokratischen Verhetzungen auf das Schärfste entgegentreten, sehen sich zu mißbilligenden Auslassungen über die Art jenes Einschreitens veranlaßt. So schreibt man der „Köln. Ztg." aus Berlin:

„Die Versammlung war in allergrößter Ruhe zu Ende gegangen, und es war unvermeidlich, daß, als die Arbeiter das Local verließen, die Menge sich nicht im Augenblicke verlaufen konnte. Statt ihr hierzu Zeit zu lassen, trieb die Polizei die Leute gleich in der Nähe beliebten, sagen wir unfreundlichen Weise auseinander und es kam dabei zu Auftritten, bei denen der Vortheil nicht auf Seiten der Polizei war. Der furchtbare Schlachtbericht, den der „Vorwärts" bringt, ist allerdings ganz übertrieben, aber richtig ist es, daß die Polizei wieder einmal an falscher Stelle ein Uebermaß von Eifer gezeigt hat, das in hohem Grade bedauerlich ist. Gerade in unseren Zeiten sollte die Polizei es sorgsamst vermeiden, sich den Arbeitern gegenüber menschlich ins Unrecht zu setzen und dadurch Erbitterung zu erregen und die Möglichkeit zu aufregenden Uebertreibungen zu geben, die dann von den Führern der Socialdemokratie mit bekanntem Geschick ausgebeutet werden. Schon sehr oft hat darauf hingewiesen werden müssen, daß die Berliner Polizei, was Menschenbehandlung betrifft, nicht auf der Höhe der Zeit steht und daß sie es namentlich nicht zu begreifen scheint, welcher Unterschied besteht zwischen einer ruhigen Menschenmenge und einer Ausschreitungen begehenden Bande. Daß sie letztere in der rücksichtslosesten Weise auseinandersprengt, finden wir begreiflich und durchaus am Orte, ruhige Leute soll sie aber in Ruhe lassen und namentlich nicht von ihnen das Unmögliche verlangen. Unmöglich ist es aber, daß eine von Menschen dicht gedrängte Straße sich auf Befehl der Polizei in einem Augenblick entleert. Dazu muß Zeit gelassen werden, und wenn die Polizei, statt das zu begreifen, sofort gegen die Leute gewaltsam vorgeht, so giebt sie selbst den Anlaß zu den Unordnungen, die sie zu verhüten berufen ist. Es könnte nicht schaden, wenn die Spitze unserer Berliner Polizeiverwaltung einmal von oben her darauf aufmerksam gemacht würde, daß in dieser Beziehung eine bessere Anweisung unserer Schutzleute durchaus nöthig ist."

Man kann nur wünschen, daß die in unserem heutigen Morgenblatte telegraphisch gemeldete Nachricht sich bestätigt und der Berliner Polizeipräsident eine Untersuchung anstellt, die zur Ermittelung der Schuldigen führt und ähnliche „Mißverständnisse" für die Zukunft ausschließt.

Die geradezu scandalösen Zustände, die sich jetzt an der ersten **belgischen** Universität, in Brüssel, infolge der Affaire Reclus abspielen, haben natürlich in den Regierungskreisen, in denen man mit den belgischen Anarchisten und Socialisten genug der Sorge hat, sehr böses Blut gemacht. Die Regierung billigt entschieden das Auftreten der Universitätsbehörden, und der hochofficiöse „Patriote" erklärt mit klaren Worten, daß die Regierung auf Grund des Ausländer-Gesetzes, wenn die Gegenwart des Herrn Reclus in Brüssel selbst zu Werren oder für die öffentliche Ruhe beunruhigenden Kundgebungen den Anlaß geben sollte, ihn nicht über die Grenze lassen werde. Das war vorauszusehen. Trotz dieses Winkes dauert der Krieg, den die Radicalen schüren, mit wachsender Erbitterung fort. Die Professoren bekämpfen sich untereinander, so daß Rector Denis sie zusammenberufen will. Die 17 studentischen Vereine und die polytechnische Schule protestiren jetzt solidarisch gegen den Verwaltungsrath, um vereinzelte Disciplinarmaßnahmen unmöglich zu machen. Das von dem Fortschrittsführer Janson geleitete Comité unterhält und schürt einen vollständigen Krieg gegen den Verwaltungsrath der Universität und hat alle Professoren, früheren und jetzigen Studenten zu einer Monsterversammlung auf heute einberufen. In den Gemeinderäthen der Brüsseler Vorstädte Ixelles und Saint Gilles ist, wie mitgetheilt, schon beantragt worden, die bisherigen Zuschüsse für die Universität Brüssel nicht mehr zu zahlen — kurz die Wogen gehen immer höher. Der Verwaltungsrath der Universität hat aus Besorgniß vor Anschlägen die unter seinem Sitzungssaale befindlichen Räume schließen lassen. — Das consequente Verhalten der Regierung macht nach innen und außen den besten Eindruck, und es ist unerläßlich, daß dieselbe sich nicht noch in letzter Stunde zu schwächlicher Nachgiebigkeit verleiten läßt, wenn ihr die verrotteten Universitäts-Verhältnisse des Landes nicht noch völlig über den Kopf wachsen sollen. Im schlimmsten Falle dürfte die Regierung selbst vor einer Schließung der Universität nicht zurückschrecken. Geschickterweise verlautet, der akademische Rath habe dieselbe bereits gestern beschlossen, da 400 Studenten ihm den Gehorsam verweigern, doch ist eine Bestätigung dieser Nachricht erst noch abzuwarten.

Für die Initiative der **Schweizer** Socialisten, betreffend die Einführung der unentgeltlichen Krankenpflege, wird in Wort und Schrift im ganzen Lande herum äußerst eifrig gearbeitet, und die 50 000 Unterschriften, auch mehr, werden sich ebenso sicher finden lassen wie für das Recht auf Arbeit, aber sie stößt auf so ernste Bedenken und so vielseitigen Widerstand, daß ihre Aussicht auf Erfolg mehr und mehr schwindet. Da das Initiativbegehren auch die Errichtung des Tabakmonopols vorsieht, die Verfassung aber eine Vereinigung von zwei verschiedenen Gegenständen in der nämlichen Initiative verbietet, so wird es von den Einen als verfassungswidrig angefochten, Andere weisen nach, daß der Ertrag des Tabakmonopols bei Weitem nicht genügen würde, und sehr Viele wollen wenigstens abwarten, welche Form das große, seit Jahren vorbereitete Project der allgemeinen Kranken- und Unfallversicherung von der Hand der Bundesversammlung erhält, ehe sie das ihr in den Weg geworfene socialistisch-ultramontane Experiment unterstützen. Nun wird dieses auch von einem Theil der katholischen Presse im Stich gelassen, weil man auf dieser Seite zur Erkenntniß gelangt ist, daß das Volk nicht mitmachen würde. Ob die Initiativbewegung, die dem Bund zu Gunsten der kantonalen Finanzen vorerst einmal 6 Millionen abzapfen will, angeblich für Schulzwecke und Armenpflege, besseren Erfolg haben wird, ist schwer zu sagen. Man muß da mit dem Wachsen der federalistischen Ansprüche und der kantonalen und örtlichen Begehrlichkeiten rechnen, und die fortschrittlich und national gesinnten Kreise werden fest und einheitlich auftreten müssen, wenn sie diese Schwächung des Bundes verhindern wollen.

Die Nachrichten aus **Italien** lauten insofern für die Regierung günstig, als der Verlauf der Dinge zeigt, daß die Elemente des Aufruhrs und der Zuchtlosigkeit zwar hier und dort örtlich begrenzte Krawalle hervorzurufen vermögen, daß sie aber, trotz alles ihnen von den ausländischen Socialisten und sonstigen Feinden der bestehenden Ordnung geleisteten Vorschubes doch gänzlich unvermögend sind, das Volk als solches mit sich fortzureißen. Vielmehr sieht Letzteres immer klarer ein, wie schlimm es berathen sein würde, wenn es nach dem Rezepte der Anarchisten verfahren und das Unterste zu Oberst kehren wollte. Die „Cur" wäre tausendmal schlimmer als das Uebel. Wenn die materiellen Verhältnisse breiter Schichten der Bevölkerung wirklich so unbefriedigend sind, daß es in der bisherigen Weise nicht mehr fortgeht, so ist es doch gewiß die allerverkehrteste Taktik, durch planloses, blindwüthiges Zerstören und Verwüsten des öffentlichen wie des Privateigenthums die allgemeine Misère noch zu vergrößern. Eine andere Wirkung aber haben weder die Putsche auf Sicilien, noch auf dem Festlande gehabt. Was jetzt Noth thut, ist dies, daß die demnächst zusammentretende Deputirtenkammer sich entschließt, nicht blos den Partei- und Fractionsinteressen, sondern auch den Wünschen der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen, alles parlamentarische Gezänk vorläufig auf sich beruhen zu lassen und im Einvernehmen mit der Regierung die Maßregeln zu beschließen, welche zur Wiederherstellung des materiellen Gleichgewichts im italienischen Erwerbsleben nothwendig erscheinen. Dieselben werden jedenfalls sehr durchgreifender Art sein müssen und an die patriotische Opferwilligkeit der Nation hohe Anforderungen stellen. Für den Parteigeist bleibt da kein Spielraum; entweder die Rücksicht auf das Gemeinwohl oder die parteipolitische Intrigue muß das Feld behaupten. Auf den Sieg der Letzteren hoffen alle, welche den Absichten Crispi's Opposition machen, auch ohne sie irgend näher zu kennen. Sie wollen gar keine Beilegung der italienischen Verlegenheiten, sondern eine Zunahme der Verwirrung. Dem Volke ist aber schon durch die bisherigen Erfahrungen in Sicilien und auf dem Festlande der Geschmack am Revolutionmachen so gründlich verdorben, daß es die Armee als Bollwerk der nationalen Freiheit überall begrüßt, wo immer die Truppen als Hüter der bedrohten Ordnung auf der Bildfläche erscheinen.

Die von was schon gewürzigten Dementis, welche der radicale „Objet" den Krisenmeldungen aus **Serbien** entgegensetzt, werden auch dort nicht ernst genommen. In allen politischen Kreisen ist es ein öffentliches Geheimniß, daß die Krise den ernstesten Charakter angenommen hat und daß es sich nur noch darum handelt, ob sie in eine Cabinetskrise oder in eine Systemkrise auslaufen wird. Der König beobachtet die größte Zurückhaltung, doch herrscht auch in seiner unmittelbaren Umgebung die Ueberzeugung, daß der junge Monarch am Vorabende wichtiger Entschlüsse stehe. Die Frage hat sich derart zugespitzt, daß nur die Alternative möglich ist, ob Pasitsch oder Nikolajewitsch, das heißt, ob mit der radicalen Partei oder gegen die radicale Partei regiert werden soll. Im letzteren Falle würde die gesammte radicale Partei in die äußerste Opposition treten, was eine große Gefahr im Gefolge hätte, da dieselbe alsdann möglicherweise versuchen würde, die dynastische Frage aufzurollen, was Verwickelungen heraufbeschwören würde, die selbst auf die europäische Situation ihre Rückwirkung äußern könnten. Ein Ministerium Nikolajewitsch könnte mit der jetzigen Skupschtina unmöglich regieren. Einigen Spielraum besäße es in dieser Beziehung insofern, als das Budget bereits votirt ist. Aus welchen Elementen Nikolajewitsch das Cabinet bilden würde, ist ganz unberechenbar, da er weder einer Partei angehört, noch einen Anhang besitzt. Nikolajewitsch gehörte ursprünglich der radicalen Partei an, sagte sich jedoch später von derselben los und näherte sich den Fortschrittlern. Nikolajewitsch war Professor der serbischen Literatur an der Belgrader Hochschule und hielt vor drei Jahren als Rector derselben bei einem Banket zu Ehren Milan's eine überraschende Tischrede, worin er Milan aufforderte, den Thron wieder zu besteigen und der radicalen Hydra mit dem Schwerte den Garaus zu machen. Der damalige Regent Ristitsch verfügte hierauf seine sofortige Dienstentlassung. Seither ist Nikolajewitsch ein eifriger Anhänger Milan's. Auf Wunsch Milan's gelang es Pasitsch in den Flitterwochen nach dem Staatsstreiche vom 13. April, die Wahl des Ex-Professors Nikolajewitsch zum Staatsrathe bei der jetzigen Skupschtina durchzusetzen. Entsprechend diesem Antecedentien würde ein Ministerium Nikolajewitsch einen eminent milanistischen Charakter tragen. Wie dasselbe ohne Suspendirung der Verfassung auskommen soll, ist jedoch kaum verständlich. Von dem Eintritte radicaler Notabilitäten in eine solche Combination kann nicht die Rede sein. Man versichert, die Königin-Mutter Natalie habe, ebenso wie Milan, der von Paris mit dem Ernst nach Serbien sofort abgereist ist, gleichfalls von gewagten Experimenten abgerathen. In unterrichteten Kreisen wird immer noch die Bildung eines aus Mitgliedern der verschiedenen Parteien zusammengesetzten Cabinets für wahrscheinlich gehalten, was wir schon mehrfach als den einzigen Weg zur Lösung der Krise bezeichneten.

Die **bulgarische** Regierung ist neuerdings wieder von Rußland an die Zahlung der seit 1889 rückständigen Raten der Occupationsschuld aus dem Jahre 1883 erinnert worden. Dieselbe beläuft sich noch auf 3 200 000 Rubel,

Feuilleton.

Auf und nieder.

16] Roman von Edwin Heinz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung)

Willy war durchaus nicht der Mann, sich als Anstandsdame gebrauchen zu lassen. Ihm machte die Zuneigung der beiden jungen Leute viel zu viel Spaß, als daß er nicht gern ein wenig Vorsehung gespielt hätte.

Galant bot er Frieda den Arm und im lauten Gespräch unter Lachen und Scherzen entfernten sie sich. Eckart ging an Willy's Seite. Als sie von der nächsten Straßenecke gebogen waren, ging Willy bedeutend langsamer. Er fing an, in ausgesucht banaler Weise zu phantasiren, sprach von Mondschein und Poesie, von Heine und Roquette, von Veilchengeflüster und Rosenduft, so daß es Frieda recht leicht war, ihm nicht zuzuhören, sondern ihre Aufmerksamkeit Eckart zuzuwenden, der nach und nach eine Schwenkung gemacht hatte und an ihrer Seite schritt. Noch sprach er kein Wort. Er wollte wohl etwas sagen, aber sobald das Wort auf der Zunge gebildet war, schluckte er es wieder hinunter und haben blieb es ihm im Halse sitzen. Das Blut strömte ihm zum Kopf und zum Herzen, ein leiser Schauer überrieselte ihn, er merkte es, er befand sich in großer Aufregung. Heute mußte er ein Wort zu Frieda sagen, um zu wissen, woran er war, heute mußte er einen Schritt thun, von dem er wußte, daß er entscheidend für sein ganzes Leben war. Er war dicht an Frieda herangetreten, leise suchte er ihre rechte Hand zu fassen, doch sie entzog sie ihm. Willy schien mit dem Mond zu sprechen. Er sagte allerlei confuses Zeug, gab gar nicht auf seine Begleiterin Acht, sondern fuchtelte mit der linken Hand in der Luft herum.

„Ja, Du Mond in Deinem silbernen Glanze!" phantasirte er gerade an einer Stelle, wo die Büsche und Bäume der Promenade das Licht der Laterne verfinsterten und weit und breit kein Schritt ein menschliches Wesen als die Duo verrieth.

„Mit Deinem silbernen Glanze . . ." wiederholte er sehr nachdrücklich und blieb stehen.

Da faßte sich Eckart ein Herz. Er würgte lange, ehe er die Worte herausstotterte, erregt, hastig, schluckend:

„Fräulein Frieda!"

Willy hatte trotz seiner Phantasien lauernd gestanden. Als aber Eckart den Versuch machte, mit Frieda ein Gespräch anzuknüpfen, wollte er ihnen eine gewisse Freiheit verschaffen.

„Sieh da, der Kater frißt den armen Vogel!" rief er und mit einigen Sprüngen war er im Gebüsch verschwunden.

Frieda drehte sich um.

„Wo — wo, Willy?"

Aber Willy hörte nicht mehr, er war verschwunden.

„Fräulein Frieda", wagte jetzt Eckart wieder schüchtern zu sagen.

„Ach, wo ist der Willy hin, Herr Eckart?, ich fürchte mich so sehr."

„Sie sollen sich nicht fürchten, wenn ich bei Ihnen bin, Fräulein Frieda!"

Er ergriff ihre Hand, die sie ihm nach einem nicht ernstlich gemeinten Versuche, sie ihm zu entziehen, ließ. Er drückte sie und sie wurde blutroth im Gesicht. Ihr Busen hob und senkte sich, ihre Nasenflügel vibrirten, ihre Augen wandten sich ab und suchten unstät in dem Gebüsch nach einem etwas, über das sie sich selbst nicht Rechenschaft abzulegen wagte. Sie zitterte. Schnell entzog sie Eckart wieder ihre Hand und sagte, einige schnelle Schritte machend: „Lassen Sie uns gehen, Herr Eckart, Willy wird sich schon finden."

Eckart selbst war so verwirrt, daß er nicht ein Wort sagte, mechanisch ging er einige Schritte an ihrer Seite. Von Willy war keine Spur zu entdecken.

Er versuchte noch einmal das Gespräch anzuknüpfen, aber eine innere Angst, die Bangigkeit vor der Entscheidung, die ihn so tief berührte, hielt ihn ab. Sie schritten beide schneller. Da sah Frieda plötzlich aus dem Gebüsch einen Mann in Hast auf sich zutreten. Der Hut war tief in die Stirn gedrückt, der Rock schien von unbestimmter Farbe, die Aermel waren weiß, der Rock dunkel, die Hosen waren aufgestreift, das Haar hing in das Gesicht herein. Der Unbekannte machte mit seinem Stock eine Bewegung, als ob er das junge Mädchen angreifen wollte. Eckart hatte, da sein Blick auf den Boden gerichtet war, nichts bemerkt. Frieda überkam Furcht.

„Halloh — he — Du", stieß der Unbekannte in tiefen grunzenden Tönen aus und griff nach Frieda.

Ganz erschreckt fuhr sie zusammen. Sie drängte einen Schritt zurück, so daß sie Eckart berührte, umfaßte seinen Arm und sich hinter ihm verkriechend rief sie:

„Fritz."

Eckart war aus seinem Sinnen erwacht, er begriff sofort die Lage, stürzte auf den Unbekannten los und faßte ihn an der Brust. Der ließ sich das ruhig gefallen, brach aber in ein krampfhaftes Lachen aus, nahm den Hut ab und präsentirte sich als Willy.

„Wie Du mich erschreckt hast, Willy!"

Frieda hatte sich von Fritz losgemacht.

„Na, das war doch endlich ein Spaß und ich habe wenigstens meinen Zweck erreicht."

„Was für einen Zweck?" fragte Eckart.

„Es ist hier nicht die Zeit, das auseinanderzusetzen. Wenn ich aber bedenke, wie lange es gedauert hat, ehe Eckart zum zweiten Male „Fräulein Frieda" sagte und wie schnell jetzt Frieda „Fritz" rufen konnte, dann muß ich mir selbst das Lob ertheilen, daß ich meine Sache sehr gut gemacht habe."

Frieda schien noch nicht zu begreifen, aber in Eckart dämmerte es. Er übersah jetzt die Lage völlig.

„Kann man Dir denn zu Deinem Fritz gratuliren?"

Willy sagte es im scherzenden Tone, indem er Frieda die Hand entgegenstreckte. Jetzt begriff sie auch, was sie gethan hatte. Sie hielt die Hände vor's Gesicht und rief mit einer vom Schluchzen unterbrochenen Stimme:

„Ungezogener Willy."

Der machte sich aber nichts daraus. Indem er seinen Rock, den er verkehrt angezogen, um Frieda zu erschrecken, umwandte, entgegnete er heiter:

„Wer weiß, wie lange es gedauert hätte, ehe Ihr Euch Eure Liebe gestanden, denn Fritz ist schüchtern wie ein kleines Reh und Du bist ängstlich wie eine kleine Maus. Jetzt wißt Ihr nun, woran Ihr seid, und könnt Euch einmal wie ein Paar Verliebte betragen."

Aber Willy's Wunsch ging nicht in Erfüllung. Frieda fand den Blick zu Boden gesenkt und Fritz sah auf die andere Seite der Straße. Endlich faßte sich der Letztere ein Herz, trat auf das junge Mädchen zu, ergriff ihre Hand, drückte sie und sagte:

„Frieda, sind Sie mir gut?"

Leise erwiderte sie den Druck, dann sah sie ihm mit ihren klaren Augen voll ins Gesicht, ihre Gestalt hob sich, es war, als ob ein anderer Geist in sie fahre und mit würdigem Ernst sagte sie:

„Ja, Fritz, doch lassen Sie uns gehen. Hier ist nicht der Ort, weiter darüber zu sprechen."

Willy war beim Anblick dieser würdevollen Erklärung ein spaßiges Wort im Halse stecken geblieben, aber Eckart schien ganz verklärt von der Hoheit seiner Braut. Er bot ihr nicht einmal den Arm an und als sie gingen, schritten sie Alle Drei schweigend neben einander her. Nur ihre Hand wagte Fritz zu drücken. Sie hatte nur wenige Schritte zu gehen. Dann bat sie Fritz, zurückzubleiben, da ihr Vater sie wahrscheinlich am Fenster sitzend, erwarte. Eckart's Herz war zum Zerspringen voll. Am liebsten wäre er ihr jetzt zu Füßen gefallen und hätte sein Gesicht in ihren Schooß vergraben und geweint vor Seligkeit. Noch einmal reichte sie Fritz die Hand und jetzt konnte er nicht mehr zurückhalten. Ein heißer Kuß brannte darauf. Gesprochen wurde nichts. Eiligen Schrittes und mit hochklopfenden Herzen eilte sie, begleitet von Willy, dem väterlichen Hause zu. Ein Druck auf die Klingel und das Dienstmädchen öffnete. Bald trat sie in ihr Stübchen. Licht machte sie nicht. Aber der Mond, der mit seinen milden Strahlen das kleine Gemach erhellte, konnte sehen, wie sich ein junges Kind auf das Sopha warf, wie heiße Freudenthränen ihren Augen entquollen, wie sie immer wieder die Hand, auf der noch der Kuß des Mannes brannte, an ihre Lippen führte. Was in ihrer Seele vorging, konnte auch der Mond nicht sehen, aber wer darin lesen konnte, würde auf dem weißen Blatte ihres Herzens mit Flammenschrift eingegraben gefunden haben: „Ich bin glücklich."

IX.

Am andern Morgen packte Eckart die Noten seines Clavierauszuges sehr säuberlich zusammen, schlug einen weißen Bogen Papier darum, ließ sich von seiner Wirthin einen rothen Faden geben und schnürte dann das unförmliche Bündel zu. Er konnte nicht umhin, seiner Wirthin, die ihn, seit er so fleißig war, noch mehr bemutterte als früher, von dem wichtigen Gange Kenntniß zu geben. Fröhlich klopfte er ihr auf die Schulter.

„Frau Kugler", rief er aus, „nun wird es bald werden. Heute gebe ich zum Theater-Director und reiche meine Oper ein."

„Ach, wie freue ich mich", erwiderte die Alte, „nun wird alles gut, denn daß Ihr Stück dann auch gleich aufgeführt wird, das ist doch sicher und, nicht wahr, Herr Eckart, Sie besorgen mir ein Billet dazu. Umsonst will ich es nicht haben. Wissen Sie, so der zweite Rang oder auch der dritte,

SLUB
Wir führen Wissen.